

Monatsspruch Juli

Gott ist nicht fern von einem jeden, einer jeden von uns.
Denn in ihm leben, weben und sind wir.

Apostelgeschichte 17,27

Gott ist in diesem Bibelwort kein Gegenüber, zu dem man Du sagen kann und von dessen Worten und Taten man etwas erwartet, erhofft. Gott scheint eher unser aller Umgebung zu sein, eine Art Atmosphäre, in der wir leben. Mystiker erfahren Gott so. Einer von ihnen, der Dichter Gerhard Tersteegen (1697–1769), redet Gott gleichwohl als Du an; er schreibt, vielleicht auch durch diesen Vers angeregt: „Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben, aller Dinge Grund und Leben, Meer ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder: ich senk mich in dich hinunter. Ich in dir, du in mir, lass mich ganz verschwinden, dich nur sehn und finden.“ Das Ziel seiner Versenkung in Gott ist, dass sein Ich immer unwichtiger wird; dass es sich schließlich ganz und gar auflöst und aufgeht in einer Alle und Alles umfängenden und füllenden Wirklichkeit: lass mich ganz verschwinden. Das unterscheidet ihn von manchen heutigen Sinnsuchern, die ihr Ich keineswegs verlieren, sondern überhaupt erst finden wollen und das auch mit Mystik versuchen.

Es mag ein Trost sein, darauf trauen und bauen, es vielleicht sogar spüren zu können, von einer freundlichen und liebevollen, wohlwollenden und tatsächlich wohltuenden Atmosphäre umgeben zu sein – allen grässlichen Erfahrungen im eigenen Leben und erstrecht im Weltgeschehen entgegen. Ein solches Grundvertrauen gibt mir freilich keine Orientierung, keine Weisung für mein Handeln, aber vielleicht kommt es darauf auch nicht an, wenn mein Ich ganz aufgeht in dieser umfassenden Wirklichkeit, die hier Gott genannt wird. Das mag befreien vom ständig angestregten Kreisen ums eigene Ich, das kann aber auch Angst machen – die Angst davor, tatsächlich ganz zu verschwinden; die Angst vor Vernichtung, vor dem Tod. „Sei nicht fern von mir, denn Angst ist nah; denn es ist hier kein Helfer“, ruft ein anderer Dichter und Beter (Psalm 22,12) Gott zu – und spricht damit vielleicht manchen von uns mehr aus dem Herzen als der Monatsspruch mit seiner ruhigen Gewissheit: Gott ist nicht fern, nicht einem, nicht einer einzelnen von uns. Wer in Angst und Bedrängnis ist, wünscht sich kräftigen und hilfreichen Beistand: sei nicht fern! Die Menschen, an die sich unser Bibelwort richtet, sind nun erkennbar nicht in Bedrängnis. Paulus, dessen Sendung und Ziel es ist, das Evangelium von Jesus Christus in die Welt der Völker zu bringen, ist zu Besuch in Athen. Die Stadt spielte in dieser Zeit politisch keine Rolle mehr, und auch die Zeit ihrer großen Dichter und Denker ist lange vorbei. Doch Athen ist noch immer ein Zentrum geistigen Austauschs. Lukas schreibt mit freundlichem Spott: Alle Athener und die Fremden dort verbringen mit nichts lieber die Zeit, als damit, etwas Neues zu sagen oder zu hören. Das gilt ja ein bisschen auch für uns Spreeathener, auch wenn die Lust auf Neues unter uns nachgelassen hat. Paulus hatte zunächst die Stadt besichtigt und war als überzeugter Jude entsetzt und ergrimmt über all die bildlichen Darstellungen von Göttern. Doch dann entdeckt er einen Altar, der „dem unbekanntem Gott“ gewidmet ist. Das ist doch was, denkt sich Paulus. Trotz ihres reich bevölkerten Götterhimmels rechnen die Athener mit dem Unbekannten. Jahrhunderte vor Paulus hatte ein Denker in Athen Aufsehen erregt mit dem Satz: Ich weiß, dass ich nichts weiß. Der jüdische Philosoph Franz Rosenzweig (1886–1929) schreibt in seinem Buch „Der Stern der Erlösung“: „Von Gott wissen wir nichts. Aber dieses Nichtwissen ist Nichtwissen von Gott. Als solches ist es der Anfang unseres Wissens von ihm. Der Anfang, nicht das Ende.“

Paulus versucht nun, das Evangelium auf dem Forum der Weltvernunft zu vertreten – vor Männern, die zum Philosophieren Zeit haben, denn körperliche Arbeit machen andere. Und da drückt er sich ganz anders aus, als in seinen Briefen. In denen steht immer eine ganz besondere Geschichte im Mittelpunkt: Israels Geschichte und in ihr die erstrecht besondere Jesusgeschichte. Alles, was er da über Gott, Welt und Mensch im Allgemeinen zu sagen hat, entnimmt er diesem Besonderen. Hier versucht er es umgekehrt, beginnt, sehr allgemein von Gott zu reden – in ihm leben, weben und sind wir –, und will von da zu Jesus kommen. Einen ähnlichen Versuch hat Friedrich Schleiermacher (1768–1834) unternommen, darum hat Jürgen Kaiser zu dessen 250. Geburtstag über Apostelgeschichte 17, Paulus in Athen, gepredigt. Schleiermacher ist sich der Schwierigkeit bewusst, Religion Menschen nahezubringen, denen nichts fehlt: „Ich weiß, dass es in euren geschmackvollen Wohnungen keine anderen Hausgötter gibt als die Sprüche der Weisen und die Gesänge der Dichter; dass für das ewige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrigbleibt.“ Dennoch wirbt er für einen anderen Geschmack, den Sinn und Geschmack fürs Unendliche. Er redet, noch allgemeiner als Paulus, nicht von Gott, sondern vom Universum – Gott, sagt er, ist für Religion gar nicht so wichtig, wie sowohl ihre Verteidiger als auch ihre Verächter meinen. Da klingt er ähnlich wie Tersteegen: Luft, die alles füllet, er polemisiert darum gegen ein bürgerliches Christentum, dem Religion dazu dient, die schon jetzt gefeierte und emsig kultivierte Persönlichkeit über den Tod hinaus zu verewigen, statt sich darüber zu freuen, im Universum aufzugehen.

Lukas berichtet, dass Paulus in Athen gescheitert ist, und vielleicht erzählt er die Geschichte auch nur, um uns zu zeigen, wie man es nicht machen soll. Er stellt nämlich Athen im nächsten Kapitel Korinth gegenüber: da, unter den Arbeitern und Armen der Hafenstadt hat Paulus Erfolg; da beginnt auch er selbst sogleich, körperlich zu arbeiten. Paulus selbst schreibt über die Gemeinde in Korinth: nicht viele Weise, nicht viele Mächtige, nicht viele Hochwohlgeborene. Sondern: Törichte in den Augen der Weltvernunft, Schwache, Niedriggeborene, Verachtete – diese Soziologie der Gemeinde, sagt er, entspricht der Botschaft vom Gekreuzigten. Was nicht heißt, dass sie die Reichen nichts angeht: das Evangelium befreit sie davon, sich ängstlich an ihre Privilegien zu klammern, befreit sie zur Solidarität mit Armen, mit Erniedrigten. Lukas ermutigt uns dazu, nicht ganz allgemein von so etwas wie Gott oder Religion, inzwischen sagt man dazu Spiritualität, zu reden, sondern von dieser besonderen und sonderbaren Geschichte Gottes mit Israel, mit Jesus. So hat es Paulus in seinen Briefen gehalten und auch Lukas in seinen beiden Büchern.

In ihm leben, weben und sind wir, übersetzt Luther. Das mit dem Weben steht freilich nicht da – Luther tat's um des Reimes willen. Wörtlich heißt es: in ihm bewegen wir uns. Doch diese phantasievolle Übersetzung bekommt im Zeitalter des *world wide web* einen neuen Klang: wir sind mit Gott, mit Jesus, mit Israel verwoben und verknüpft zu einem weltweiten Netz aus lauter Beziehungen. Kein Netz, das eine Falle für andere ist, sie zu Fall bringt. Sondern ein Netz, das alle auffängt, die fallen. In so einem universalen Zusammenhang geht niemand im Großen und Ganzen auf; das würde das Netzwerk gefährden – jeder, jede ist ein wichtiger Knotenpunkt.

Auch Texte sind Gewebe – das Wort textil deutet es an –, sind ein Beziehungs- und Stimmengeflecht. Es ist darum nicht ratsam, sie aufzudröseln, einzelne Fäden herauszulösen. Dann verlieren sie ihre Spannkraft und Tragfähigkeit, werden fadenscheinig. Hilfreich ist hingegen, diesen Beziehungsreichtum, diese Stimmenvielfalt auf uns wirken zu lassen. Das versuche ich in Predigten, das versuchen wir gemeinsam in der Gruppe, die sich inzwischen wieder zum Bibel Lesen trifft. Der Beruf, den Paulus in Korinth ausübte, war übrigens der eines Zeltma-

chers – er hat nicht nur dann Gewebe hergestellt, wenn er Texte schrieb. Vielleicht hat Luther bei seiner Übersetzung auch daran gedacht.

Matthias Loerbroks, Pfarrer